

Am offenen Herzen

Kurzgeschichte © Sanela Tadić • Januar 2021 • *meinem Vater – Lovro Tadić – gewidmet*

Ein Mann sitzt abends allein an der Bar eines Pariser Restaurants, das gut gefüllt ist. Mit Einheimischen und Touristen. Er blättert in der Tageszeitung, während aus den Boxen die guten alten Chansons gespielt werden, die er alle auswendig kennt. Mehr als ein halbes Jahrhundert französischer Musikgeschichte hat er in seinem Gedächtnis angesammelt. Sie gehört zu seinem Repertoire, ist ihm ins Blut, in jede seiner Venen übergegangen und schlägt in ihm wie ein zweites Herz. Als handeln die Texte dieser Lieder auch von den vielen Leben, die er hätte führen können, oder sie in seiner Vorstellung sogar geführt hat, um mehr zu erleben, als es ein einziges Leben bieten kann. Mit modernen Liedern aus den aktuellen Charts kann er meist wenig anfangen. Sie klingen wie Krach in seinen Ohren. Blosser Geräuschkulissen, die den Zweck haben, Menschen zu zerstreuen, die nicht dafür gemacht sind, sie tief in ihrer Seele zu berühren. Verschüttete Gefühle und Erinnerungen in ihnen hervor zu graben, das Kostbare an Schmerzen und Glück hoch zu halten, ihrer zu gedenken, sie zu verstehen, das eigene Sein als etwas Heiliges zu zelebrieren, das der grossen Welt als Ganzen, in der wir leben, gleichgültig ist.

Die Stimmen der Gäste im Restaurant vermischen sich im Hintergrund der Bar mit den verstaubten Liedern aus der goldenen Ära jener Musik, die für junge Menschen nur noch Geschichte ist. Zwischen den Strophen und Refrains hört er die kurzen Gelächter an den Tischen, Gesprächsfetzen, klimperndes Besteck, das Zischen und Klirren von Gläsern, die gefüllt und angestossen werden. Es ist Ende Dezember. Die Leute gehen ins Warme, suchen sich ein Ambiente, wo es gemütlich ist, wo sie bedient werden und nichts mehr tun müssen, bevor im neuen Jahr alles wieder von vorn losgeht. Es ist diese Zeit, in der viele Menschen ihrer sonst unterdrückten Nostalgie verfallen. Wenn sie einander näher stehen als sonst, ausgiebig Feste feiern oder sich vor ihnen drücken, um sich dann in ihrem Zuhause, das sie sich geschaffen haben, zurückzuziehen. An einem Ort, der ganz ihnen und ihren Liebsten gehört, den sie mit ihren Lebensjahren, mit diesem täglichen Ameisenfleiss bezahlt haben, zu dem sie sich in den vergangenen zwölf Monaten mühsam durchringen mussten. Jedes Jahr aufs Neue. Monat für Monat. Tag für Tag. Solche Menschen sind es, die nun fast jeden der Tische im Restaurant besetzt haben: Stadtbewohner und Ausländer, die Jungen und Alten, vergnügte oder

sehr ernste Paare, erschöpfte Familien mit ihren unbändigen Kindern und Freunde, die sich fieberhaft das Neueste erzählen.

Auch er war mal einer von ihnen, denkt der Mann am Tresen und faltet die Zeitung zusammen, die er an diesem Abend, der für ihn noch ein denkwürdiger werden sollte, nur überflogen hat. Was hatte er sich durchgerungen in dem *einen*, furchtbar begrenzten Leben, das er hatte. Jetzt, mit 66 Jahren, hat er Zeit, sein Leben wirklich zu empfinden, sich darüber klar zu werden, was er damals wollte und nicht wollte, was er gern getan hätte und nicht getan hatte. Jetzt, da er endlich die Zeit hat, sich seinem Leben zu widmen, sich ihm auch innerlich zu widmen, weiss er alles besser als damals. Es war ja nun schon passiert, das Leben, was es uns, die wir älter werden, um einiges leichter macht, weise zu sein. Rückblickend weise. Während es passiert aber, überrumpelt es uns, überfordert es uns, das Leben. Mitunter kann es uns auch entsetzlich langweilen, wenn sich die Tage, Monate und Jahre wiederholen, sich nicht grundlegend voneinander unterscheiden. Zu früh müssen wir uns entscheiden, was wir für unser Leben wählen: Den Beruf, die Frau oder den Mann, die Familie, oder ob wir doch lieber ungebunden bleiben, uns einer grossen Leidenschaft verschreiben, deren Ruf wir immer wieder in uns hören und sie lebensnotwendig in unseren Adern spüren.

Vielleicht wollen wir alles zur gleichen Zeit. Noch ohne so recht zu wissen, wer wir sind und was für uns bestimmt ist. Denn es ist nur dieses eine Leben da, das wir füllen können. Wie unsere persönliche Schatzkiste, aus der wir aber nicht alles einfach so wieder rauswerfen können, wenn wir merken, dass wir etwas anderes wollen. Nach Jahrzehnten dann wachen wir eines Tages auf und verstehen, was wir alle diese Jahre eigentlich empfunden oder niemals empfunden haben, was wir empfinden wollten und unter grosser Anstrengung zu unterdrücken lernten. Wo ist diese Zeit nun hin? Vorbei. Vergangen und alt. Geschichte. Man soll nach vorn schauen, im Jetzt leben, aber was aus uns geworden ist, wer wir wirklich sind, ist in eben diesen Liedern der guten alten Zeiten zu hören, die zu unserem Repertoire geworden sind. Ab einem bestimmten Alter müssen wir sie uns öfter anhören, um uns in der Zeit, die unbemerkt auf die ungewisse Zukunft zurast, nicht zu verlieren.

»Jetzt was Stärkeres, Louis?« fragt der Barman, der Getränke für die Kellnerinnen und Kellner vorbereitet, die an den Tischen servieren. Sein einziger Gast am Tresen wirft einen Blick auf seine Armbanduhr.

»Noch nicht«, antwortet er mit einem Zwinkern, auf jede Silbe eine feine Betonung legend. In seiner Stimme schwingt eine zelebrierende Vorfremde mit. Den letzten Schluck aus der Tasse und aus dem Glas nimmt er noch, bevor der Barman beides abräumt. Julien ist ein erfahrener

Barmann Mitte 40, der nicht nur die Getränke seiner Gäste kennt. Er ist ein ruhiger, besonnener Typ, der lieber zuhört als redet.

»Nach der Zigarette dann den Cognac?« fragt er. Louis nickt ihm dankbar zu.

»So ist es, mein Freund«, sagt er. Er erhebt sich von der Bar, zieht Lederjacke und Schal an und geht vor die Tür. Vorbei sind auch diese guten alten Zeiten, als er das Rauchen an der Bar zelebrieren konnte.

Draussen bläst ihm der Wind in den Rücken, als er sich vor dem Restaurant mehrmals dreht, um seine Zigarette anzuzünden. Sobald sie brennt, blickt er aus Gewohnheit jedes Mal auf die Vintage-Beschriftung über dem Eingang: „**LE TROUBADOUR**“. Nachdem er ein paar Mal kräftig an der Zigarette gezogen hat, spricht er den Namen des Restaurants in Gedanken aus. Er gefällt ihm. Durch die grossen Fenster kann er den gesamten Innenbereich überblicken. Mehrere Retro-Stile sind dort vereint. Dunkle Parkettböden, Marmorsäulen, die sich zwischen den Tischen erheben. Kronleuchter hängen dekorativ und kitschig von der Decke herab. Die Bar hat einen glänzend polierten Tresen im braunroten Farbton und schwarze Lederhocker. Dank dem langen Spiegel behalten die Gäste an der Bar das ganze Restaurant im Blick. Sie können sehen, was auf den cremefarbenen Tischtüchern serviert wird, wer alles in den braunen, gepolsterten Sesseln und auf den Ledersitzbänken Platz nimmt. Die Wände zieren Fotografien oder Zeichnungen von Berühmtheiten aus Kunst, Film und Musik, die mal dort Gäste waren oder gern gesehene Gäste gewesen wären. Dort sind sie aufgereiht, legendäre Gesichter wie die von Édith Piaf, Humphrey Bogart, Colette, Alain Delon, Romy Schneider, Serge Gainsbourg, Juliette Gréco u.a. Und das alles in einem angenehm gedämpften, unaufdringlichen Licht, das die Augen schont.

Im Troubadour fühlt Louis sich wie in seiner persönlichen Schatzkiste, in der alles seiner Wahl entspricht, aus der er nichts rauswerfen würde, wo er zur gleichen Zeit ein gebundener Einheimischer und ein Tourist auf der Durchreise sein kann. Eine Welt, die wie für ihn gemacht ist. Wenn er sich dort mit Freunden zum Essen trifft und sein Teller aus der Küche kommt, hört er Julien oder die Kellnerinnen und Kellner sagen: Das ist für den *Chanteur*!

Er lässt es sich nie anmerken, aber dieser Satz löst etwas in ihm aus, was ihn froh darüber macht, über 60 zu sein. Nicht mehr jung, wie damals, als er nur das eine Leben hatte und niemand ihn ernsthaft und mit Achtung den *Sänger* genannt hätte, sondern den Arbeiter und Angestellten, was viel nützlicher und realistischer klang, wozu ihn die Welt zu verurteilen schien. Zu was er sich jeden Tag wie so viele Menschen durchringen musste, dass er zu fühlen

glaubte, sein Blut würde es sogar verändern, es so sehr vergiften, bis irgendwann keine Note, kein Ton, keine Stimme, gar keine Musik mehr in ihm war.

Der starke Wind an diesem Abend macht ihm das Rauchen draussen nicht gerade angenehm. Er versucht dennoch, die letzten Züge zu geniessen und die Aussicht ins Troubadour. Leicht zur Seite geneigt steht er da, in der einen Hand die bald abgebrannte Zigarette, mit der anderen Hand prüft er seinen Hut, ob er auch fest sitzt und ihm nicht wegfliegen kann. Ein grauer Bogart-Hut, den er immer in der Öffentlichkeit trägt. Mit breiter Krempe und einem schwarzen, breiten Band, das sich auf der Seite elegant zur Schleife legt. Er hat ihn in mehreren Farbvarianten zuhause, um immer den richtigen Hut mit seiner Kleidung zu kombinieren. Ein Modell, wie man es aus Filmklassikern kennt. Auch sein Träger ist eine Art Klassiker – ein klassischer Bohemien. Innerlich bloss auf Durchreise in der modernen Welt, in der er natürlich auffällt. Mit seiner Art zu sprechen, seiner Mimik, wie er sich bewegt und kleidet. Heute Abend trägt er dunkle Jeans, einen rot-schwarz gestreiften Pullover, eine braune Fliegerjacke mit Fellkragen, dazu einen grauen Karo-Schal, den er sich locker fallend um den Hals gebunden hat.

Julien hat ihn oft beobachtet. Als aufmerksamer Barmann, der er ist, tut er das, ob er will oder nicht. Wenn er Louis am Tresen oder an einem der Tische sitzen sieht, denkt er automatisch an „Chinatown“ oder „Der Pate“. An alte Gangster- und Detektivfilme. Er muss selbst dabei schmunzeln. Louis hat mit der Unterwelt und mit dem Film nichts zu tun, aber er sieht aus, als wäre er aus einer dieser Welten entsprungen. Vielleicht wäre in der guten alten Zeit ein berühmter Schauspieler aus ihm geworden. Ein einprägsamer Charakterkopf wie Al Pacino. So eine Art Charisma strahlt er aus. Besonders wenn er im dunklen Anzug erscheint, mit Krawatte oder Fliege, und immer mit dem passenden Hut, seinem Markenzeichen. Er hat einen südländischen Teint und dieses kantige, markante Gesicht, wie es einem in Filmen auffällt, mit hohen Wangenknochen und einem breiten Kinn, grossen Augen und einer dicken, eckigen Form der Augenbrauen. An den Schläfen sind seine silbergrauen Haare zu erkennen, die er im Nacken etwas länger trägt. Er ist mittelgross, von normaler Statur, mit kräftigem Oberkörper, der darauf hindeuten lässt, dass er in jungen Jahren muskulös und gut gebaut war.

Anfangs dachte Julien, Louis sei ein Trinker, mit dem er irgendwie fertig werden müsste. Er hatte sich geirrt: Vielmehr liebt er das Kultivieren des Trinkens, verträgt aber Alkohol nicht in Mengen und auch nicht jeden Tag. Er lässt auch mal ein Glas stehen, ohne es ausgetrunken zu haben, aber es muss vor ihm stehen, Teil der Szene sein, in der er sich befindet, die er zelebrieren kann. Also kein Alkoholiker, dachte Julien, dann eher arrogant. Eine Kellnerin, die Louis bei einem seiner ersten Besuche bediente, war gestresst und unfreundlich. Er konterte mit

der doppelten verbalen Härte, mit knappen, aber klaren Worten, dass die Kellnerin sich für längere Zeit davor hütete, ihn zu bedienen. Mit jedem Mal, da er zu Gast war, fand Julien ihn aber sympathischer und interessanter. Immer wieder revidierte er seine Meinung über ihn, bis er seine endgültige gefunden hatte: Louis ist ein sensibler Mann, dem der Umgang mit Worten wichtig ist, der wie das Konsumieren und die Musik auch das Reden zelebriert. Er spricht in ganzen, langen Sätzen und legt grossen Wert auf Adjektive und auf Sprechpausen. Wie ein Schauspieler eben. Die Zuhörenden sollten sich genau vorstellen können, was er erzählt, sich Gedanken darüber machen, denn auch er stellt sich gern alles genau vor, um es nochmal und mehrmals zu durchleben. Einmal erzählte er von einer Katze, die ihm auf der Strasse begegnet war und die er gestreichelt hatte. Es war, als hätte sich ein Kind über die Katze gefreut, über die es gleich eine ganze Geschichte zu erzählen wusste. Wenn Julien frische Blumen auf dem Tresen arrangierte, kommentierte er ihre schönen Blüten und Farben mit solch einer Wonne, wie es kaum ein Mann tun würde. Und er gehört zu den „anonymen Melancholikern“, dachte Julien überzeugt. Er kommt bei häufigen, längeren Gesprächen mit ihm zum Vorschein und versteckt sich wieder. Hinter einer beherrschten Haltung oder dem einfachen Humor, wie sie seiner Generation vielleicht mal beigebracht wurden, weil melancholische Männer, die sich über Katzen und Blumen freuen, unmännlich seien.

Eines späteren Abends dann, als Louis mit Freunden an einem der Tische gegessen und sich von ihnen verabschiedet hatte, setzte er sich an die Bar zu Julien, der nicht mehr so viel zu tun hatte. Louis war leicht angeheitert, genug, um ihn innerlich soweit aufzuweichen, dass er den Melancholiker in ihm zuliess. Dass Alkohol seine beherrschten Emotionen in ihm wellenartig aufschäumte, war vermutlich mit ein Grund, dass er dem Trinken – und damit dem Verlust der Selbstkontrolle – nie wirklich verfallen konnte, selbst als Sänger nicht, wie er sich das in jungen Jahren vielleicht gewünscht hatte, als Gesundheit nicht so sehr im Trend war, als Männer reichlich trinken sollten, um Männer zu sein.

»Weisst Du, was das Allerschwerste ist?« fragte er Julien ernst, der sich am Tresen abstützte und zu ihm rüber beugte. Louis schwieg eine Weile, hielt sich bedachtsam an seine Sprechpause. Seine grossen Augen blinzelten wiederholt. Das tun sie immer, wenn er besonders emotional ist. Dann sah er Julien direkt in die Augen. Nein, er fixierte ihn, presste seine Lippen zusammen, als wollte er was verschweigen und nicht erzählen. Dabei legte er seine linke Hand an die Schläfe, der kleine Finger zeigte nach oben, seine rechte Hand lag flach am Tresen, die er wiederholt leicht anhob und wieder senkte, während er weiter sprach, wie um die Bedeutung des Gesagten noch zu verdeutlichen. Von Natur aus hat Louis diese auffallend starke

Körpersprache, die einem manchmal mehr mitteilen kann als das, was er sagt. Eine vorhandene Ausdruckskraft, die nicht gespielt werden muss und die jede Filmkamera gern einfängt.

»Weisst Du, was am meisten weh tut?« begann er nochmal. »Wenn Du anfängst, Dich selbst durch die Augen derer zu sehen, die Dich für den Schuldigen halten. Wenn Du beginnst, ein Lied in Dir zu summen, es Note für Note zu komponieren, der Text nach und nach von selbst entsteht, dass Du es singen kannst, ganz im Sinne der Menschen, die Dich anklagen, aus *ihrer* Perspektive. Und dieses Lied singst Du dann. Du zwingst Dich zur Stärke, Deinen eigenen Schmerz für nichtig zu erklären, um in den der anderen einzutauchen, ihn zu fühlen, als wäre er Deiner. Du singst und vergisst, warum Du ihn fühlst, und Dir fällt nach dem letzten Ton wieder ein, wer der Schuldige in ihrem Lied ist. Das, mein Freund, ist das Allerschwerste.« Mit einem tiefen Seufzer holte er Anlauf, um weiter zu reden, um ganz präzise zu sein.

»Wenn also in dem Lied, das Du singst, plötzlich das Herz Deiner Frau in Dir schlägt, die Dir immer wieder sagt, dass sie nicht mit Dir leben kann und es trotzdem tut; dann das Herz Deiner Kinder, die Dir sagen, dass Du nicht da warst, als sie Dich gebraucht haben, dass Du sie nie richtig gesehen, nie gekannt hast. Und wenn ihre Herzen so schmerzhaft in Dir geschlagen haben, verstehst Du alles, Du bedauerst alles, aber Du weißt auch, wie schmerzhaft Dein eigenes Herz schlägt, und Du wünschst Dir, dass auch sie es könnten: Dein Herz in sich schlagen hören, Dein ganz persönliches Lied singen, das noch keiner gesungen hat, das vom Leben selbst für Dich geschrieben wurde.«

Louis atmete tief aus und verstummte. Seine rechte Hand blieb nun flach und ruhig am Tresen liegen, auf die er nun blickte. Julien spürte, dass dieser Moment, als Louis seine flammende Rede beendet hatte, ein Schlüsselmoment war. Nicht zwingend einer zwischen seinem Gast und ihm. Nein. Ein Schlüsselmoment, der zwischen allen Menschen existiert, auch wenn sich nie ein gebührender Raum, nie genug Zeit für ihn findet, um sich seiner bewusst zu werden. In diesem Schlüsselmoment liegt auch die ursprüngliche Sehnsucht der Musik und jeder Kunst, als sie noch nicht den Anspruch hatte zu gefallen, sondern zu sagen: Ich bin, wie ich bin. Es ist, wie es ist. Das ist der Sinn, das ursprüngliche Gesetz des Lebens, als die Menschen noch nicht um jeden Preis gefallen wollten.

»Verstehst Du, was ich sage?« fragte Louis plötzlich, presste seine Lippen zusammen und fixierte den Barmann wieder mit seinem Blick. Julien, der nachdenklich auf den Tresen gestarrt hatte, erwiderte seinen Blick und nickte.

»Können wir noch so einen haben?« riefen zwei Männer am anderen Ende des Tresens.

»Natürlich!« rief Julien zurück, drückte Louis freundschaftlich am Arm und drehte sich um. Zu seinen Getränken und Gläsern. Zu den Gedanken, die ihn jetzt beschäftigten: Wie viel

doch in einem Mann allein am Tresen passieren kann, der nur dazusitzen scheint, Zeitung liest und konsumiert. Wie viel doch in uns allen passiert, während wir gewöhnlich wirken, Banales tun, wie alle anderen dem Alltag nachgehen. Und keiner merkt was. Es gibt für die Musik, die in uns spielt, keinen Bluetooth, keine wundersame Signalübertragung, um sie aus den Boxen klingen zu lassen. Keiner kann in den anderen hineinhören oder hineinschauen, sagen die Leute oft, aber genau dafür hat uns irgendein geheimnisvoller Schöpfer die Sprache gegeben, und noch dazu diese vielfältigen, künstlerischen Fähigkeiten, die eine Dimension tiefer gehen, viel präziser sind.

Das ist jetzt einige Wochen her, aber Julien hat es nicht vergessen. Gerade an diesem Abend ist es ihm besonders präsent, als Louis draussen, vom kalten Wind umweht, seine Zigarette raucht, bevor er was Stärkeres trinken will, bevor er nach Hause gehen, sich umziehen wird, bevor er seine Auftritte hat, die im Fernsehen übertragen und in den sozialen Medien verbreitet werden. An einem Festival der guten alten Chansons. Louis wird neben bekannten Titeln einen eigenen bringen. Eine neue Komposition, einen neuen Text, im Stil der alten goldenen Ära, die viele Jahrzehnte überdauert hat und auch die modernen Seelen von heute noch berühren kann.

Julien reinigt den Tresen und stellt das Glas Cognac an den Platz, wo Louis sitzt. Mit einer kleinen, eleganten Stoffserviette als Unterlage, dazu eine Schüssel Oliven und Käse, die aufs Haus gehen. Da öffnet sich die Eingangstür und Louis tritt herein, gefolgt von einem Paar, dem er die Tür aufhält. Gäste, die Julien zuvor noch nie gesehen hat. Sie kommen aus Frankreich, aber nicht aus Paris. Das sieht er sofort an der Art, wie sie auf der Suche nach Zerstreuung, nach dem Neuen, hereingekommen sind. Der Mann mit grau-melierten, kurzen Haaren ist etwa in Louis' Alter, die dunkelhaarige Frau an seiner Seite bedeutend jünger. Sie könnte seine Tochter sein. Auch sie kommen mit Louis an die Bar und setzen sich an den Tresen. Mit zwei Hockern Abstand zwischen ihnen und Louis, der sich gleich hinsetzt, ohne etwas abzulegen. Die Tische im Restaurant sind mittlerweile alle besetzt. Die Leute trinken, essen und reden. Die Musik, die aus den Boxen spielt, ist eine kaum wahrnehmbare Kulisse geworden. Jeder kann sie hören, aber keiner hört mehr hin.

Der Mann und seine junge Freundin scheinen in Juliens Augen nicht lange bleiben zu wollen. Auch sie legen ihre Mäntel nicht ab, als sie auf den Hockern Platz nehmen und sich Single-Malt-Whiskys bestellen. Die Frau trägt einen glitzernden, braunen Pelzmantel und enge, schwarze Lederpants, über die braune Stiefeletten mit hohen Hacken ragen. Sie wirkt auffallend zappelig auf ihrem Hocker. Vor sich hin plappernd fummelt sie entweder an ihren Haaren oder kramt in ihrer Tasche, während sie gleichzeitig immer wieder auf ihr Smartphone schaut, auf

dem Nachrichten aufblinken. Ihr grauhaariger Begleiter, der ganz in Schwarz gekleidet ist, vom Mantel bis zu den Schuhen, lässt seinen Blick ums Restaurant umherschweifen, während seine Freundin ihm viel zu erzählen scheint.

Louis zelebriert seinen ersten Schluck Cognac neben ihnen. Sein kleiner Finger zeigt wieder nach oben, als er das Glas an seinen Mund führt. Am Rande nur bekommt er mit, was die junge Frau, die mit dem Rücken zu ihm auf ihrem Hocker herumzappelt, aufgeregt erzählt. Es geht um eine ihrer Freundinnen, deren Brüste ‚schlecht gemacht‘ seien, dass sie selbst jetzt von diesem Chirurgen absieht. Dann redet sie von ihren Nägeln, hält sie ihrem Begleiter hin, der nickt und bestätigt, dass die Farbe schön sei. Nun greift sie zum Smartphone und zeigt es ihm. Der Mann versucht mitzukommen und lacht mit ihr. Vielleicht über ein Foto oder eine lustige Nachricht. Julien serviert ihnen jetzt ihre Whiskys. Sie stossen an und küssen sich. Leidenschaftlich gemeint, aber es wirkt demonstrativ. Wie bei einem Paar, das unbedingt als Paar wahrgenommen werden will. Wären sie ein Musiktitel, dann wäre er die Art von Musik, die Krach macht, die zerstreut, nicht jene, die Seelen berührt.

»Bist Du nervös?« fragt Julien, der an Louis herantreten ist.

»Davor immer. Auf der Bühne nicht mehr«, antwortet er.

»Werde es mir nach Feierabend online ansehen«, versichert Julien.

»Das würde mich sehr freuen.«

Louis nimmt noch einen Schluck, während Julien sich neuen Gästen widmet, zwei jungen Männern, die am anderen Ende des Tresens Platz genommen haben.

»Hörst Du das?« fragt die zappelnde Frau ihren Begleiter. Sie blickt nach oben, in die Luft, um auf die Musik im Raum hinzuweisen. »Sowas hab‘ ich bei meiner Grossmutter als Kind gehört.«

»Ja, so klingt es im Altersheim!« erwidert er. Sie lachen laut.

Louis‘ Augen fangen zu blinzeln an. Seine Lippen ziehen sich zusammen. Er schiebt sein Glas Cognac angewidert weg.

»Geht doch zum Teufel!« stösst er zwischen den Zähnen hervor. So laut, dass es auch ein paar Gäste im Restaurant mitbekommen. Die jungen Männer am anderen Ende des Tresens lehnen sich vor, um Louis richtig zu sehen. Julien, der gerade ihre Drinks macht, ist erstarrt. Wachsam beobachtet er die Szene, versucht abzuschätzen, ob er einschreiten muss. Die junge Frau dreht sich erschrocken auf ihrem Hocker um. In dem gedämpften Licht erkennt Louis, dass sie zu stark geschminkt ist, so stark, dass ihre natürlichen Gesichtszüge überdeckt zu sein scheinen, sie viel älter wirkt, als sie ist.

»Hat der Herr Pilot hier ein Problem?« fragt ihr Begleiter, über den Tresen gelehnt, um den Blickkontakt herzustellen.

Louis aber würdigt ihn keines Blickes. Nicht aus Angst vor ihm. Aus Angst vor sich selbst, vor seinen Gefühlen. Wann immer ihn jemand in seinem Herzen kränkt, verstärkt sich die Lautstärke seiner sonst sehr angenehmen Stimme ganz automatisch. Vielleicht um den Klang seines gekränkten Herzens zu übertönen. Reflexartig werden seine Worte hart und knapp. Seine grossen Augen verengen sich. Am ganzen Körper sieht man ihm die sich aufladende Anspannung an, die er zu kontrollieren versucht.

»Früher ist Louis in seiner Freizeit viel geflogen, wissen Sie?« sagt Julien, der eilig an den Tresen tritt. Zwischen die beiden Männer. »Sie sollten mal hören, wie toll das ist, eine Maschine selbst in die Luft zu bringen und wie ein Vogel am Himmel zu fliegen!« schwärmt Julien, der talentierte Vermittler, der eine mögliche Eskalation in ein Gespräch verwandeln will.

»Oh, Pardon!« ruft der Mann und hält beide Hände hoch. Auch seine Freundin beschwichtigt ihn, von ihm abzulassen.

»Lass ihn! Gehen wir woanders hin, wo was los ist«, sagt sie besorgt und zappelt nicht mehr auf ihrem Hocker.

Louis fängt zu lachen an, schiebt sein Glas wieder zu sich und kippt den Cognac auf ex runter. Julien ist unsicher, ob er beruhigt sein oder besorgt bleiben soll.

»Würdest Du etwas für mich tun, Julien?« fragt Louis und lächelt sanft. Sein Gesicht hat in den letzten Sekunden die gewohnte Milde zurückgewonnen. Die Anspannung ist wie weggezaubert. Seine Stimme hat wieder ihren angenehmen Klang und eine normale Lautstärke.

»Was denn?«

»Würdest Du die Musik abdrehen?«

»Bitte keine hässliche Szene, Louis!« fleht Julien und unterstreicht seine Bitte mit gefalteten Händen.

»Keine hässliche Szene. Das verspreche ich Dir.«

»Aber warum die Musik abdrehen?«

»Nur für ein paar Minuten, bitte!«

Julien fasst sich an die Stirn. Er wirkt verloren hinter dem Tresen. Besonnen wie er ist, versucht er, alle möglichen Szenen vorzusehen. Vorauszuplanen, was er tun könnte, wenn es dazu kommt, wozu es nicht kommen darf. Aber da ist auch ein Instinkt in ihm, dem erfahrenen Barmann. Ein Instinkt, der ihm ein Gefühl vermittelt, dem er folgt und die Musik abdrehet. Was jetzt?

Einige Gäste schauen um sich, als die Musik verstummt. Sie protestieren aber nicht und widmen sich wieder ihren Tellern und Gesprächen. Julien und seine vier Gäste am Tresen, die bemerkt haben, dass etwas vor sich geht, beobachten Louis, der sein leeres Glas langsam zur Seite schiebt und seine Hände flach auf den Tresen legt. Seine Finger beginnen sich zu bewegen, als spielen sie auf einer Klaviatur, die es nur in seiner Fantasie gibt. Zunächst nur sanft, unhörbar, dann stärker. Er tippt auf dem Tresen herum, zu einem Takt, zu einer Melodie, die er im Kopf hört. Die junge Frau und ihr Begleiter starren ihn an, als würde er etwas derart Abnormales tun, das schlimmer ist, als sich prügeln zu wollen. Jetzt benutzt Louis seine Handflächen und hämmert mit ihnen die Melodie weiter. Auf dem Tresen, der jetzt zu seiner Trommel geworden ist, die schon so laut klingt, dass auch die Gäste an den Tischen zu ihm hinsehen, sich wundern, miteinander tuscheln. Was soll denn das?

Noch erkennt keiner die schnelle Melodie, die nun langsamer wird. Das heitere Intro eines populären Chansons von Charles Aznavour („Les deux guitares“) lässt Louis weg und setzt gleich bei der ersten Strophe ein. Das Lied liegt seiner Bariton-Stimme, die jetzt den grossen Raum erfüllt, der kirchenstill geworden ist.

Einige Gäste flüstern: »Warum singt der denn jetzt?« – »Der kommt mir irgendwie bekannt vor.« – »Ist er berühmt?« Die ersten Smartphones werden gezückt. Es wird geknipst und aufgezeichnet. Auch das Paar, das neben Louis an der Bar sitzt, filmt das Unerwartete. Andere Gäste haben sich zurückgelehnt und hören einfach zu. Junge Leute, die gerade von den Toiletten kommen, bleiben verwundert neben der Bar stehen. Die Kellnerinnen und Kellner halten mit ihren Tablets an den Marmorsäulen inne.

Louis singt die erste Strophe, während er sich selbst mit seinen Handflächen auf dem Tresen begleitet. Im gemächlichen Takt der melancholischen Ballade, deren Refrain von einem russischen Zigeunervolkslied stammt. Mit diesem Lied besingt er einen Menschen, dessen Seele von zwei Gitarre spielenden Zigeunern in Bedrängnis gebracht wird, nachdem die Atmosphäre heiter begonnen hatte. Ihre Musik lässt alles, was er sorgsam verdrängt hatte, sich nicht eingestehen wollte, wieder in ihm hochkommen. Und doch kann er sich dem Klang ihrer Gitarren nicht entziehen. Er muss hinhören. Er muss sich erinnern und fühlen, während er immer mehr trinkt, um zu ertragen, was er weiss und fühlt. Gegen Ende des Lieds ist er schon so betrunken, dass er sich von den Zigeunern wünscht, sie mögen immer schneller auf ihren Gitarren spielen, die Ballade in etwas Heiteres verwandeln. Aus dem Menschen, der doch lieber lachen und singen, statt wissen und fühlen will, wird wieder der Verleugner seines eigenen Lebens, aus dem ihm nur die schnelle, zerstreue Musik Zuflucht bietet.

Deux tziganes sans répit
Grattent leur guitares
Ranimant du fond des nuits
Toute ma mémoire

*Zwei Zigeuner ohne Pause
klimpern auf ihren Gitarren,
aus der Tiefe der Nächte lassen sie
alle meine Erinnerungen aufsteigen.*

Sans savoir que roule en moi
Un flot de détresse
Font renaître sous leurs doigts
Ma folle jeunesse

*Ohne zu wissen, was da auf mich zurollt,
eine Flut an Nöten,
unter ihren Fingern wird wiedergeboren
meine verrückte Jugend.*

Refrain (2x):

Eh raz ischtscho raz...
ischtscho mnaga mnaga raz...

*Ach, noch einmal...
noch viele, viele Male...*

Jetzt werden Feuerzeuge an einigen Tischen hochgehalten. Über den Köpfen der Gäste bewegen sich kleine Flämmchen im Takt zur Melodie, die Louis' Stimme zu ihnen trägt. Er schaut sich nicht um. Unbeeinflusst singt er weiter. Sein Blick ist auf seine Musik machenden Hände am Tresen gerichtet, aber seine Augen sehen etwas anderes. Etwas, das nur in ihm, das jenseits von Raum und Zeit ist.

Jouez tziganes jouez pour moi
Avec plus de flamme
Afin de couvrir la voix
Qui dit à mon âme:
"Où as-tu mal, pourquoi as-tu mal?"

*Spielt Zigeuner, spielt für mich,
mit noch stärkerer Flamme,
um die Stimme zu übertönen,
die zu meiner Seele sagt:
„Wo tut es weh, warum tut es weh?“*

Refrain (2x):

Eh raz ischtscho raz...
ischtscho mnaga mnaga raz...

*Ach, noch einmal...
noch viele, viele Male...*

Eine grössere Gruppe junger Leute hat sich von ihrem Tisch erhoben und einen Halbkreis gebildet. Hände liegen an den Schultern des Nächsten. Ihre Stimmen versuchen den Refrain ungefähr wiederzugeben.

Je veux rire, j'veux chanter
Et soûler ma peine
Pour oublier le passé
Qu'avec moi je traîne

*Ich will lachen, ich will singen
und mich betrinken,
um die Vergangenheit zu vergessen,
die ich mit mir rumtrage.*

Refrain (2x):

Eh raz ischtscho raz...

Ach, noch einmal...

ischtscho mnaga mnaga raz...

noch viele, viele Male...

Louis ist jetzt nicht mehr der einzige, der eigenhändig Musik am Tresen macht. Immer mehr Gäste klopfen und trommeln im Takt auf die Tische. Sie alle zusammen sind zu einem Orchester der einfachsten Mittel geworden. Die Stimmen, die mitsingen, haben sich beim Refrain nun zum Chor verdichtet. Fremde Menschen, die sich zufällig zur selben Zeit zusammen gefunden haben. Alle singen sie Zeilen, das sie gar nicht verstehen. Wäre das Lied einfach aus den Boxen gespielt worden, eine Aufnahme davon, hätte sie nichts dazu gebracht, aufzustehen, auf Tische zu hämmern und mit Fremden zu singen.

Was an diesem Abend geschieht, ist aber keine gewollte, überarbeitete Aufnahme. Es passiert live und spontan. Ein Mann allein am Tresen, seine Hände, seine Stimme und seine Lungen haben ausgereicht, um die echte Musik zu spüren, sie aus ihrem Ursprung heraus zu erleben. Unverfälscht. In den Ohren einer kritischen Jury vermutlich nicht perfekt, nicht ausreichend geprobt, nicht einstudiert genug, um zu gefallen. Bloss Musik aus Fleisch und Blut, aus nächster Nähe, die plötzlich und ehrlich aus Louis' Seele gekommen ist, die er inmitten seines Publikums, als ein Teil von ihnen, klingen lässt.

Deux guitares en ma pensée

Zwei Gitarren in meinem Kopf

Jettent un trouble immense

verursachen immense Probleme,

M'expliquant la vanité

erklären mir die Eitelkeit

De notre existence

unserer Existenz.

Que vivons-nous, pourquoi vivons-nous?

Wofür leben wir, warum leben wir?

Quelle est la raison d'être?

Was ist der Grund unseres Seins?

Tu es vivant aujourd'hui, tu seras mort demain

Heute lebst Du, morgen bist Du tot,

Et encore plus après-demain

*und übermorgen noch mehr.*Refrain (2x):

Eh raz ischtscho raz...

Ach, noch einmal...

ischtscho mnaga mnaga raz...

noch viele, viele Male...

Louis' Hände trommeln jetzt schneller, wilder. Der letzte Teil der Ballade wird plötzlich zu einem Rausch. Alles steht, stampft und tanzt! Auch die Kellnerinnen und Kellner. Eine Art Sirtaki, oder was diese Menschen dort gerade dafür halten. Egal. Allez! Einzelne Gläser gehen zu Bruch. Egal. Louis' Stimme wird lauter, um noch gehört zu werden. Julien und seine Gäste

an der Bar klatschen in die Hände. Es wird nicht länger konsumiert – im Gegenteil: es wird ausgedrückt. Was auch immer jedem im Raum mal ins Blut übergegangen war. Es ist jetzt in diesem Chanson, das vor 60 Jahren in den Charts spielte, zum Staub der Zeit gehört, aber nach mehr als einem halben Jahrhundert immer noch bewegt. Körper und Seelen.

Alle scheinen den Dreh jetzt raus zu haben. Einstimmig singen sie den Refrain. In dieser fremden Sprache. Nochmal – und nochmal. Noch viele Male! Auch dann noch, als Louis schon aufgehört hat zu singen und im Spiegel der Bar beobachtet, was hinter ihm passiert. Für eine Weile schaut er ergriffen zu. Blitzartig erhebt er sich dann vom Hocker und applaudiert den Gästen. Sie applaudieren zurück und jubeln.

»Noch mehr! Wir wollen noch mehr!« rufen sie ihm zu.

»Vielen Dank Euch! Aber leider muss ich jetzt gehen!« ruft Louis lächelnd zurück. Er beugt sich über den Tresen, um Julien die Hand zu reichen.

»Du lässt mich jetzt mit diesen Leuten hier allein?« sagt er. Sie lachen beide.

»Louis, ich werde den Fernseher einschalten, Deine Auftritte hier ankündigen. Okay?« Julien schaltet den Fernseher an der Bar nur bei wichtigen Sportveranstaltungen oder besonderen politischen Ereignissen ein.

»Es wäre mir eine Ehre, mein Freund!« antwortet Louis.

Nach einem kräftigen Handschlag zwischen ihnen will er gehen, als sich der Mann mit der jungen Freundin ihm in den Weg stellt. Er macht ein Gesicht, das nach einer Entschuldigung aussieht, nach Versöhnung. Ohne Worte streckt er ihm seine Hand entgegen. Louis lächelt und nimmt seinen Handschlag an, während die Gäste im Hintergrund nicht müde werden, immer und immer wieder denselben Refrain zu singen, ihre neue Version des alten Chansons.

Schnellen Schrittes verlässt Louis das Restaurant, um nicht länger aufgehalten zu werden. Seine Nervosität ist verflogen, als er auf der Strasse steht. Sein unerwarteter Live-Auftritt hat auf ihn stärker gewirkt als ein Cognac. Er will zu Fuss nach Hause gehen und fühlt sich gelöst, auch wenn er immer noch derselbe Mann wie vorher ist, aber mit dieser geheimnisvollen Ahnung der Verbundenheit mit allem und jedem, wie sie nur Kunst so richtig bewusst machen kann. Beim Gedanken an seinen nächsten, offiziellen Auftritt überkommt ihn das tröstende Gefühl, dass niemand von niemandem wirklich getrennt sein kann. Wie gross die Distanz auf der Landkarte auch sein mag, wie gross auch Wut, Enttäuschung und Schmerz sind, miteinander verbunden bleiben trotzdem alle. Auch die, die sich meiden. Aus Angst vor noch mehr Wut, vor noch mehr Enttäuschung und Schmerz. Wir fühlen diese dunklen Gefühle nicht, wenn wir an Menschen denken, die uns egal sind. Wir fühlen alles für jemanden oder nichts, dabei erhoffen wir uns mehr von dem, was Licht in uns hinein bringt.

Die wahre Musik, wenn wir sie hören, macht es uns unmöglich zu hassen. Weder uns noch andere. Ihre Melodien geben jedem unserer Zustände diesen betörend-unwiderstehlichen Klang, der vom Gehör direkt in unser Innerstes dringt. Zu den Sternstunden unseres Lebens, an die Musik uns erinnert. Zu den offenen Wunden, in die sie greift. Zu den Narben, die wir vergessen glaubten. Musik will verstehen. Jeden und alles. Wenn wir sie hören, wollen wir das auch. Zum Ausdruck bringen, was gefeiert, was bedauert und was noch geheilt werden muss. Wie jede Kunst ist Musik nichts anderes als ein Akt der Liebe, die immer und bedingungslos auf der Seite derer ist, die sie hören, mehr noch: die sie inwendig wie einen Zustand erleben.

Könnten wir doch alle einander so lieben, wie wir Musik machen, wie wir sie hören und erleben! Nicht bloss für ein paar Minuten, Stunden, für Tage, Wochen und Monate. Nicht bloss im guten Zustand. Nein. Vom ersten bis zum letzten Atemzug. Wann immer wir tief in uns drin von Sternen durchzogen sind, in die Hölle fallen oder verloren in einem leeren Raum ohne Sinn schweben. Trotzdem: Immerzu spielen, pausenlos klingen, singen und tanzen. In Trauer wie im Glück. Eigenhändig diese notwendigen Eingriffe am offenen Herzen vornehmen, an unserem und jener, die wir lieben. Ohne dabei zu pfuschen, um nicht noch mehr zu verletzen. Könnten wir das doch nur... diese Kraft aufbringen, unser ganzes Leben lang so zu tun, als wäre die Welt da draussen für *uns* Liebende gemacht – und nicht etwa wir für die Welt. Für diese uns abstumpfende Welt ohne Taktgefühl, in der Liebe, Musik und alle Kunst nicht an erster Stelle stehen.

Zwei Stunden später an diesem Abend stellt sich der Moderator des beliebten Wintermusikfestivals „Vive les Chansonniers“ vors Mikrofon. »Begrüssen Sie mit uns Louis Guerin mit einer Premiere – seinem neuen Lied im guten alten Stil: ‚Am offenen Herzen‘.

Der Chanteur betritt die Bühne. Erneut vor Einheimischen und Touristen. Vor dem Mikrofon verneigt er sich. Er trägt einen schwarzen Bogart-Hut mit weissem Band, einen dunklen Anzug mit schwarzer Krawatte und rotem Hemd. Das Publikum applaudiert. Im Saal vor Ort und vor dem lauten Fernseher im Troubadour. Louis hebt den Arm und zeigt würdigend zum Orchester hinter ihm, das zu spielen anfängt. Ein anderes Herz beginnt in ihm zu schlagen, das seine Stimme kraftvoll und sicher durch den grossen Saal trägt. Und mit ihr dieses ganz persönliche Lied, das er jetzt singt, das vom Leben eines anderen Menschen handelt, in dem Louis mehr von diesem erhofften Licht sein will.

(CHARLES AZNAVOUR – „Les deux guitares“, 1960 ► [Spotify](#))